

## Essays zum Thema

### „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Sophie Holberg  
Gesamtschule Langerfeld Wuppertal

Sanja Janssen  
Städtisches Gymnasium Straelen

## Essay zum Thema

### „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Sophie Holberg  
Jahrgangsstufe Q1  
Gesamtschule Langerfeld Wuppertal  
Betreuende Lehrerin: Frau Marcinkowski

Albert Einstein, Terence Tao, Stephen Hawking... Es wäre doch genial zu diesen Genies mit ihrem überdurchschnittlichen IQ zu gehören, oder nicht? Vor allem diejenigen, die an das Ammenmärchen „Wir benutzen nur 10% unseres Gehirns“ glauben, erwarten durch einen solchen Intellekt ein einfacheres Leben, mehr Durchblick und Freiheit. Mancher hofft sogar darauf, dass im Menschen das Potenzial der Telekinese oder der Telepathie schlummere, wenn er erst die volle Macht seiner Intelligenz ausschöpfe. Da mag die Überschrift dieses Essays - „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt“ - wohl irritieren und Träume zerplatzen lassen. Im Verlauf wird aber deutlich werden, wie töricht der Irrglaube ist, dass ein hoher IQ irgendeine Relevanz für ein glückliches, autonomes oder erfolgreiches Leben habe und dass es närrisch ist, wenn man, egal ob hochbegabt oder nicht, mit dieser Eigenschaft prahlt.

Bereits die Definition von Intelligenz - „die Fähigkeit, sich in neuen Situationen durch Einsicht zurechtzufinden und Aufgaben durch Denken zu lösen“ - macht deutlich, wie nichtssagend der Begriff ist, weshalb Simone Weil Intelligenz nicht synonym mit Freiheit setzt, sondern lediglich mit einer „größeren Zelle“ vergleicht.

Intelligenz bezeichnet kurz gesagt die Leistungsfähigkeit eines Menschen, besonders im Problemlösen. Man wird schnell dazu verleitet, an die „menschlichen Taschenrechner“ und Überflieger in Quantenphysik zu denken. Jedoch sagt die Kompetenz, komplizierte Sachverhalte mit Leichtigkeit zu durchschauen, noch lange nichts darüber aus, was die Person daraus macht. In die Wiege gelegte Intelligenz macht einen schließlich nicht automatisch weise. Man braucht Erfahrungen, man muss, egal wie hoch der IQ auch ist, sich erst einmal Wissen aneignen und über intrinsische Motivation verfü-

gen. Selbst wenn man dann in der akademischen/beruflichen Laufbahn einige Vorteile genießt, so besteht das Leben eben nicht nur aus Knobel- und Rechenaufgaben. So etwas wie Familie und Romanzen werfen ganz andere Arten von Herausforderungen auf, die nicht durch mehr Leistungsfähigkeit wettgemacht werden können. So stellten für Stephen Hawking zum Beispiel Frauen ein großes Rätsel dar: „They are a complete mystery.“ (New Scientist, 2012).

Wenn wir uns jetzt auf Simone Weils Gedankenspiel einlassen, was könnte denn jemandem mit einer großen Zelle noch fehlen? Ja, so ziemlich alles. Möbel, Essen, Trinken, Mithäftlinge, mit denen man sich gut versteht... Wir haben zwar schön viel Platz, mehr aber auch nicht. Der in Intelligenztests ermittelte IQ, der sich auf Leistungsfähigkeit und logisches Denken beschränkt, scheint das Leben wohl nicht vollständig zu füllen, was gehört noch dazu? Intelligenztheorien wie die von Raymond Cattell oder Joy P. Guilford unterscheiden verschiedene Ebenen der Intelligenz:

Emotionale/Soziale Intelligenz, fluide Intelligenz (angeeignetes Wissen), kristalline Intelligenz (Problemlösefähigkeit) und weitere kognitive Faktoren (Reaktionsgeschwindigkeit, Gedächtnisleistung, akustische/visuelle Wahrnehmung), die womöglich in einem hierarchischen Schema aufeinander wirken. Erst ein austariertes Verhältnis, also eben das Gegenteil einer Inselbegabung im musikalischen, mathematischen, linguistischen oder anderen Bereichen, kann ein wirklicher Vorteil im Leben sein. Zum Beispiel im Berufsleben muss man neben den kognitiven Leistungen auch mit Kollegen und Kunden umgehen können, Empathie und Sympathie beweisen. Abgesehen von monoton begabten Menschen wird dies für Hochbegabte weniger eine Hürde darstellen, da sich in vielen Fällen beobachten lässt, dass ein hoher IQ auch einen höheren emotio-

nen Quotienten (EQ) mit sich bringt.

Problematisch könnte jedoch die Aufnahme- und Verarbeitungsgeschwindigkeit der leistungsfähigen Köpfe sein. Leistung, egal wie genial sie sein mag, muss in einem gewissen Zeitrahmen, der in unserer schnellen, globalisierten Welt immer kürzer wird, erbracht werden. Und damit tun sich einige Hochbegabte schwer. Ihr Gehirn nimmt sich meistens mehr Zeit, um Informationen zu verarbeiten und richtige Entscheidungen zu treffen, die dann aber gut bedacht sind. Leider verlieren Menschen mit solchen Gaben gegen den neu aufgetretenen Konkurrenten, die Künstliche Intelligenz. Die Nachfrage nach Genies bleibt zwar bestehen, nur werden ganz andere Kompetenzen gefragt. Schnelles Kopfrechnen und das Verstehen von komplizierten Sachverhalten wird bald keine Last des Menschen mehr sein. Stattdessen muss der Mensch kreativ, anpassungsfähig und schnell sein. Es wird sich nichts daran ändern, dass wir extrem erfinderische und leistungsfähige Überflieger brauchen, nur die Erwartungshaltung und die Vorstellung von Intelligenz wird sich mit Vorschreiten der Digitalisierung verändern.

Vorerst entpuppt sich, trotz der sehr unwahrscheinlichen, (je nach Gesellschaft) wandelnden Bedingungen, Intelligenz als Vorteil. Eine „größere Zelle“, scheint auf dem ersten Blick doch ganz nett. Hierin liegt aber genau der Nachteil. Durch diese genetische Anlage erfährt man im Grundschulalter noch einige Erfolgserlebnisse, schlimmstenfalls Unterforderung. Je nachdem, wie das Umfeld mit der überdurchschnittlichen Leistung umgeht, können sich mentale Krankheiten wie Narzissmus entwickeln. Mit voranschreitendem Alter ist es zudem unabdingbar, sich doch mal auf den Hosenboden zu setzen und mit Zeit und Aufwand zu pauken. Kinder, die aufgrund ihrer Begabung nie eine Notwendigkeit in Lernstrategien gesehen hatten, stehen nun vor einer immensen Hürde, wenn dann doch ein Thema komplexer und intensiver wird. Plötzlich fühlen sich die Hochbegabten unter Druck, was häufig zu affektiven Störungen wie Depressionen führen kann. Genetik ist, was Leistung und Erfolg angeht, eben nicht das höchste Gut. Niemand, der dank einer Mutation auf dem Gen CTNND2 (5p 15.2) , MEF2C (5q14.3) oder anderen Genen ein effektiveres Gehirn und Nervenbindungen erhält, trifft gezwungenermaßen auch clevere und gescheite Entscheidungen. Auch sie können, wie jeder durchschnittlich intelligente Mensch, schlechte, wenn nicht sogar dumme Entscheidungen treffen. Vor allem diesen „gesegneten“

Menschen kann es passieren, dass sie dem Druck, den intensiven Reizen und abstrakten Wahrnehmungen, denen sie ausgesetzt sind, nicht standhalten können und zu selbstzerstörenden oder im Volksmunde „dummen“ Verhalten tendieren (Drogenkonsum, Alkoholmissbrauch, Süchte...). Trotz der „größeren Zelle“ sind sie immer noch in der Rolle des Menschen, der eben auch von Gefühlen wie Angst und Wut getrieben wird, „gefangen“.

Wenn man weiß, wie nichtig der IQ ist und wie viele Nachteile mit einem Gehirn, welches ständig auf Hochtouren läuft, einhergehen, was sagt es dann über eine Person aus, die zu diesen Hochintelligenten gehört und meint, damit zu prahlen? Stephen Hawking, der ohne Zweifel ein brillianter Geist gewesen ist, hat dazu eine ganz klare Meinung gehabt: „People who boast about their I.Q. are losers.“ (New York Times, 2004 ). Für ihn spielten, angesichts der erwähnten KI und der Ersetzbarkeit von vielen Intelligenzfaktoren, Anpassungsfähigkeit, Selbsteinschätzung und Bescheidenheit eine viel wichtigere Rolle: „we could become as dumb as rocks compared to machines if we don't stay sharp.“, sagt er in seinem Werk „Answers to the big Questions“. Er warnt davor, sich zu sehr auf den Lorbeeren der überdurchschnittlichen Intelligenz auszuruhen und zu versäumen, sich weiterzuentwickeln. Vor allem diejenigen, die zu den Genies unserer Zeit gehören, sollten dieses Privileg nutzen und nicht töricht herumlaufen, um damit anzugeben. Dies beweist, dass ihnen die nötige Weisheit und Reife fehlt, um im großen, hochkomplexen Spiel des Lebens zu gewinnen. Ihnen fehlt das austarierte Verhältnis der unterschiedlichen Intelligenzfaktoren und sie neigen zur Selbstüberschätzung, was angesichts der rasant entwickelnden KI fatal wäre. Es braucht Menschen, die sich mitentwickeln, in der Lage zur Selbstreflexion und nicht abhängig von ihren kognitiven Leistungen sind. Nur so vermeiden wir, dass wir unser Selbst nicht überdrüssig werden, uns nicht selbst gefährden und durch KI ersetzen. Das sind viele Rahmenbedingungen, die nicht von Geburt an gegeben sind, sondern erlernt werden müssen. Deshalb ist es wichtig, sich nicht zu sehr auf die gegebene Intelligenz zu konzentrieren, sondern neugierig zu bleiben, immer wieder kleine Schritte nach vorne zu wagen und nicht zu vergessen: „Man wird so alt wie eine Kuh und lernt immer noch dazu!“

Eigentlich sollte dies einem intelligenten Menschen bewusst sein, weshalb es umso einfältiger wirkt, wenn jemand tatsächlich meint, sich mit der eige-

nen Leistungsfähigkeit zu brüsten, sogar andere Menschen mit weniger Intelligenz zu degradieren. Sie greifen, so wie bei jeder Art der Abgrenzung und Abwertung von anderen Menschengruppen (in Rasse, Religion etc.), auf Simplicissimus zurück, was für diese klugen Köpfe doch zu einfach gedacht ist, oder nicht?

Jetzt scheint dieses Verhalten sehr selten zu sein, da die Fähigkeit, logisch zu denken, eigentlich davor bewahrt, irrational und überheblich zu werden. Wieso ist dann Simone Weils Zitat so bedeutsam, obwohl sie sich nur auf eine winzige Minderheit bezieht? Dazu muss man mal das große Ganze betrachten: Es sind schließlich nicht nur besonders schlaue, hochbegabte Menschen, die sich für auserkoren halten. Die gesamte Menschheit hält sich für eine überlegene Spezies, aufgrund ihres intelligenteren, leistungsstärkeren Gehirns. Dieses Phänomen bezeichnet man als Speziesismus (Diskriminierung und Ausbeutung von nicht-menschlichen Tieren). Tiere werden unter grauvollen Verhältnissen in Massenhaltung gesperrt, wir bebauen jeden letzten Quadratmeter übriggebliebener grüner Fläche und obwohl wir intelligent genug sind, uns der Probleme des Klimawandels, der Massenproduktion und Umweltverschmutzung bewusst zu sein, handeln die meisten entweder gar nicht oder kleben sich auf die Straße. Wir sind also tatsächlich wie „Sträflinge“ mit einer tollen großen Zelle, die es viel einfacher macht, Gegenstände für eine Flucht zu sammeln oder extra Nachtschrank für alle zu horten, stattdessen überfordert uns der große Raum, was wir damit kaschieren, uns über andere Insassen auf dieser Welt, die nicht dasselbe Glück hatten, lustig zu machen und zu meinen, dass uns sämtliche Privilegien im Gefängnis zustehen. Das reicht mir zumindest, um zu behaupten, dass der Mensch nicht so clever ist, wie er meint und nicht das Recht hat, andere Tierarten als minderwertig einzustufen. Wir sind die Meister des Beklagens und Bejammerns, wissen uns aber nicht zu helfen, weshalb wir in unserer Verzweiflung hirnrissige Trotzaktionen starten, die alles nur schlimmer machen. Ja sicherlich freut sich die Ozonschicht, wenn Stau und Verkehrsunfälle die Luft verpesten, weil ein paar Jugendliche der „Greta-Generation“ (Hurrelmann und Albrecht) auf den Straßen Wurzeln schlagen. Der Appell, die gegebene Intelligenz sinnvoll zu nutzen, gilt nicht nur den Hochbegabten, sondern uns allen. Wir brauchen effiziente Lösungsvorschläge und keine frustrierten Klagelieder. Es wäre sinnvoller, wenn wir Menschen

anfangen, unsere grauen Zellen anzustrengen und intelligente Taten folgen lassen. Wir brauchen keine Klugschwätzer, sondern sollten in unserem Verhalten Intelligenz widerspiegeln und beweisen, dass wir lern- und entwicklungsfähig sind. Ich möchte daran erinnern: „Dumm ist der, der Dummes tut.“ (Forrest Gump), egal wie hoch der IQ auch sein mag und wie intelligent eine Person in ihren Worten klingt. Es wird Zeit, nicht mehr neunmalklug daherzureden, sondern Konsequenzen und Taten folgen zu lassen. Es gibt wichtigere Attribute als Intelligenz. Man muss anpassungsfähig und kreativ sein, mit Weiterentwicklung umgehen können und man darf nicht voreilig oder überheblich werden.

Wir sollten mit den Erfahrungen unserer Geschichte eigentlich weise geworden sein, um dem Namen Homo „Sapiens“ (= vernünftiger, weiser, einsichtsvoller, kluger Mensch), gerecht zu werden. Stattdessen beobachten wir den Krieg zwischen Palästina und Israel, füttern sogar den Ukraine-Russland-Krieg mit Waffen. Die Menschheit wird aus ihren Fehlern nicht schlauer, weshalb es kein Wunder ist, dass wir die großen, wichtigen Probleme, wie Welthunger, Armut, Klimakrise, Überfischung, Zerstörung und Verschmutzung von Ökosystemen nicht in den Griff bekommen. Dafür müsste die Menschheit zusammenhalten, die Köpfe zusammenstecken und die Intelligenz nicht nur einsetzen, um sich anderen gegenüber überlegen zu fühlen, sondern zu einer intelligenten Einheit mit allen verbinden. Bereits in den Mythen des antiken Griechenlands ist Hybris (schädlicher Hochmut) der Untergang starker Heroen (Z.B. von Arachne, Icarus oder Achilles) gewesen, die durchaus, wie Odysseus als Schützling der Athene (Göttin der Weisheit und Strategie), für ihren Scharfsinn bekannt waren. Es ist der fatale Fehler von uns Menschen, dass wir uns zu viel auf unsere Intelligenz einbilden, uns dieser Bequemlichkeit hingegeben haben und nichtsdestotrotz immer noch versuchen, es uns mithilfe von Künstlicher Intelligenz bequemer zu machen. Statt Probleme dieser Welt zu lösen, schaden wir uns damit selbst und haben ein neues Problem geschaffen, wenn wir es nicht schaffen, uns mitzuentwickeln und in der invaliden Vorstellungen gefangen bleiben, dass gegebene Intelligenz ohne auszureifen genüge, um Fortschritte zu machen. Uns Menschen scheint gar nicht der Durst nach Freiheit zu treiben, sondern es genügt uns, eine größere Zelle, also mehr Intelligenz, als andere Arten zu haben, um diese zu dominieren.

Resümierend kann jeder, unabhängig von seiner

Intelligenz, hoffentlich nachvollziehen: Wer sich mit seiner Intelligenz aufplustert, ist eigentlich ein dummes Huhn! Eben wie man sich aufgrund seiner Herkunft, Religion oder Geschlecht nicht aufwerten sollte, sollte man sich nicht über einen angeborenen IQ definieren. Es zeugt nur davon, dass diese Intelligenz eben nur Genetik war und nicht einmal intelligent genutzt wird.

Ich möchte die Notwendigkeit eines gewissen IQs gar nicht leugnen. Es gibt genügend Syndrome, wie das Cri-Du-Chat-Syndrom, welche die Betroffenen aufgrund der beträchtlichen Intelligenzminderung sehr einschränken. Jedoch geht es mir darum, zu sagen, dass Intelligenz nun mal nicht die einzige Eigenschaft ist, auf die es im Leben ankommt, wobei ich erneut an den Film „Forrest Gump“ denken muss: „Ich bin kein kluger Mann, aber ich weiß, was Liebe ist.“ Natürlich ist es subjektiv zu betrachten, welchen Stellenwert nun Leistungsfähigkeit, Erfolg, Gefühle, Liebe und Familie haben. Da ist jedes Gehirn anders gestrickt. Dies ist noch ein weiterer Aspekt, um Simone Weils Vergleich zu verstehen, in der sie die gesamte Menschheit als Sträflinge/Gefangene bezeichnet. Wir haben ein selektives Gehirn, welches zwischen relevanten und irrelevanten Informationen unterscheidet. Unser Hippocampus

muss angesprochen werden und durch Prägungen und Färbungen (MpR nach Hurrelmann und Bauer) werden unterschiedliche Reize bei jedem Menschen individuell wahrgenommen und weitergegeben oder sie erreichen unsere Speicherplatte nicht. Da arbeitet unser Kopf ganz nach dem Motto von Pippi Langstrumpf: „Ich mach´ mir die Welt, Widdewidde, wie sie mir gefällt!“. Wir sind in unserer eigenen kleinen, subjektiven Welt und unserer individuellen Verarbeitung dieser gefangen. Diejenigen mit einer höheren Intelligenz haben es leichter, Verknüpfungen herzustellen, was dem Gehirn hilft, mehr aufzunehmen. So kommt Simone Weil zu dem Vergleich, viel Intelligenz wäre wie eine größere Zelle. Damit sei auch gesagt, dass man besonders intelligente Personen nicht direkt als überlegene Form des Menschen sehen sollte und noch viel wichtiger: Sie sich selbst nicht als bessere Lebensform ansehen dürfen. Immer noch sind sie, so wie alle anderen, Gefangene. Den eigenen Wert, egal ob super intelligentes Wunderkind oder Mensch, der anderen Tierarten angeblich haushoch überlegen ist, aufgrund der „größeren Zelle“ zu steigern, würde nur beweisen, dass man nicht auf allen Ebenen der Intelligenz so schlau und fortgeschritten oder, im metaphorischen Sinne, frei ist, wie man glaubt.

#### Quellen und Vertiefung:

10% Mythos: Wie viel Prozent des Gehirns nutzen wir? - Gedankenwelt

Definition Intelligenz: Lernen: Intelligenz - Lernen - Gesellschaft - Planet Wissen (planet-wissen.de)

Intelligenztheorien: Intelligenztheorien: Definition, Arten, Überblick | StudySmarter

Zusammenspiel IQ und EQ: EQ vs. IQ: Ein Vergleich der Intelligenzformen • Das Wissen (das-wissen.de)

Geschwindigkeit bei hoher Intelligenz: Hirnforschung: Intelligente Gehirne "ticken" oft langsamer | MDR.DE

Stephen Hawking Zitate: Stephen Hawking: 7 Zitate, die ewig leben. (handelsblatt.com)

Übersetzung „Sapiens“: sapiens - Latein-Deutsch Übersetzung | PONS

Hybris: How the Mighty Fall: The Hubris of 6 Greek Heroes (thecollector.com)

## Essay zum Thema

### „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Sanja Janssen

Jahrgangsstufe Q1

Städtisches Gymnasium Straelen

Betreuende Lehrerin: Frau van Huet

Jerome Modesto, der alte Uhrmacher, ging wie jeden Abend um dieselbe Zeit am Rande seiner mit der Zeit doch stark gewachsenen italienischen Heimatstadt spazieren. Er wunderte sich, wie viele Menschen mit ganz unterschiedlichen Leben an diesem Ort aneinander vorbeiliefen, ohne sich füreinander zu interessieren. Diese Anonymität hatte es früher, als die Stadt noch kleiner war, nicht gegeben, da kannten sich noch alle und waren irgendwie zufriedener als die heutige gestresste Gesellschaft. Vielleicht nicht zufriedener, aber doch ohne weniger Träume, die sie eh nicht erreicht hätten. Es ergab sich, dass er sich wie fast jeden Abend auf seine Bank setzte. Die meisten Menschen, die an ihm vorbeihetzten, hätten sich niemals auf diese Bank gesetzt. Sie wollten alle höhere Ziele erreichen und taten diese einfache Freude als unnötige Zeitverschwendung ab. So saß Modesto in der Sonne und dachte an nichts. Er hatte sich sein eigenes kleines Leben geschaffen, das er ohne Hektik lebte. Er schätzte die einfachen Sachen des Lebens und hatte sich durch diesen Lebensstil unbeabsichtigt von der sich rasant veränderten Gesellschaft zurückgezogen.

Nach einiger Zeit bemerkte Modesto ihn das erste Mal. Den jungen Mann, er mochte Ende zwanzig oder Anfang dreißig sein. Sein Anzug, obgleich er maßgeschneidert war, warf an dessen geöffnetem Hemdkragen seltsame Falten. Dieser Anzug war wohl nicht häufig auf diese im Vergleich zum restlichen Aussehen des Fremden viel zu lockere Weise geöffnet. Sein Gang hob sich von den anderen herum eilenden Passanten ab, er bewegte sich ruhiger als die anderen. Modesto beobachtete ihn aus seinem kleinen sonnigen Fleck und hätte ihn fast wieder vergessen, wenn sich sein Gesichtsausdruck nicht wie eine Gravur in sein Gedächtnis gebrannt hätte. Auf dem Gesicht des Mannes lag im Gegensatz zu den anderen vor Hektik und Stress verzerrten Gesichtern ein selbstbewusster, fast überheb-

licher Ausdruck. Dieser Mensch brachte Modesto zum Nachdenken. Er erinnerte ihn an sich selber in demselben Alter und trotzdem unterschied er sich grundsätzlich von Modestos jüngerer Version, denn Modesto war zwar zufrieden, aber niemals überheblich gewesen. Vielleicht war das auch so, weil Modesto niemals mehr zu hoffen gewagt hatte, als realistisch im Stande war, einzutreten. Er hatte also nie das nagende Gefühl enttäuschter Träume erleben müssen, aber einen Erfolg hatte er nie gefeiert. Mittlerweile fragte sich Modesto, ob er nicht mehr hätte wagen sollen, um nun nicht das Nichtstun bereuen zu müssen. Aber für diese Überlegungen war es nun zu spät, denn Modesto hatte sich eine Routine geschaffen, mit der er glücklich war. Er hatte zwar nie etwas riskiert, dafür aber auch nie etwas verloren. Dieser junge Mann, den Modesto nun beobachtete, fixierte Modesto, nein, er fixierte den leeren Platz neben Modesto auf seiner Bank. Er steuerte zielgerichtet auf ihn zu und als Modesto dies bemerkte, kam ihm dieser Umstand wunderbar vor. Für gewöhnlich ignorierten die Horden gestresster Menschen seinen ruhigen Fleck oder taten zumindest so, um sich nicht so nah neben ihn setzen zu müssen, vielleicht aus Misstrauen, dass er ihnen oder ihren Habseligkeiten etwas antun könnte, das sie generell jedem Menschen entgegenbrachten, der ihnen unbekannt war. Aber dieser Mann, der nun im Begriff war, sich zu Modesto zu setzen, erweckte nicht den Anschein, als würde er Modesto zutrauen, etwas Böses im Schilde zu führen. Dazu würde er wahrscheinlich gar nicht mehr kommen, denn er ignorierte Modesto so gekonnt, wie die anderen Menschen, er achtete nur auf seine Sitzmöglichkeit. Und als sich der Fremde neben Modesto auf die Bank setzte, tat er dies mit einer Selbstsicherheit und Furchtlosigkeit, als ob Modesto gar nicht da wäre oder mit ihm schon lange befreundet wäre. Letzteres dürfte es aber nicht gewesen sein, denn Modestos Sitznachbar ließ sich nicht einmal zu einem einfachen Gruß herab. Nicht

eines Blickes würdigte er den alten Mann neben ihm. Trotzdem wirkte er weiterhin zufrieden. Es war keine Art der Zufriedenheit, die sich durch Überschwang oder übergriffige Freundlichkeit äußerte, es war schlicht eine Zufriedenheit, die sich äußerlich nur mit großem Interpretationsspielraum in dem etwas geöffnetem Hemd widerspiegelte, aber sehr viel stärker in einem deutlichen Gefühl der Selbstsicherheit mit Hang zur Selbstüberschätzung, die von dem fremden Mann ausstrahlte. Die von ihm ausgehende, vielleicht beabsichtigte, vielleicht unbeabsichtigte Arroganz, so dachte Modesto, könnte man ihm nicht verdenken, wie hätte er es in dieser Stadt auch anders lernen können? Manchmal wirkte es auf ihn so, als würden die Menschen einander dafür hassen in derselben Stadt, in derselben Welt leben zu müssen. Woher sollte sein Nachbar also wissen, dass Modesto diese neue Ignoranz unter den Menschen nicht unterstützen wollte?

Es vergingen ein paar Minuten, in denen sich die Geräuschkulisse der Stadt nicht veränderte, sich aber eine merkwürdige Stille zwischen Modesto und dem Mann ausbreitete, die sich Modesto in den Ohren kräuselte. Den Mann neben ihm schien diese Stille nicht im Ansatz zu beunruhigen, Modesto im Gegensatz dazu stark, denn der Fremde erregte seine Aufmerksamkeit überdurchschnittlich. Modesto, der täglich die Menschen bei ihrem alltäglichen Treiben beobachtete, hatte selten einen Menschen gesehen, von dem so eine außerordentliche Andersartigkeit ausging, wie von seinem Nachbarn. Und so überkam Modesto ein Anflug von Neugier. Ihn interessierte, warum ihm sein Nachbar so stark aufgefallen war. So riskierte Modesto einen weiteren Blick auf den Mann neben ihm, der nicht wie üblich Zuflucht vor der Interaktion mit anderen Menschen in seinem Handy suchte, sondern wie Modesto selbst einfach dasaß und die Sonne genoss. Ab und an sah er sich die Menschen ähnlich wie Modesto an, aber nicht mit derselben analytischen und bewundernden teils auch bemitleidenden Weise wie Modesto, sondern in einer allwissenden Weise, als könne er von seinem Platz auf der Bank mit einem Blick auf die Menschen deren Seelen lesen, als kenne er jeden Menschen und jeden Gefühlszustand und er blickte auf sie herab, als würde er einen Film gucken und sich über dessen Akteure lustig machen. Aber die Menschen, die da vor ihm liefen, waren nicht in einem Film und sie waren auch keine Akteure, sondern wirkliche Menschen und die abschätzigen Züge, die im Blick des Mannes zu finden waren, wurden von nieman-

dem registriert und trotzdem waren sie deutlich. Plötzlich warf der Fremde seinen Kopf etwas zurück und fing an, leise zu lachen. Es war eher ein Hüsteln, das seine Belustigung, obgleich sie nicht für jedermann ersichtlich war, hervorhob.

Modesto, der, seitdem der Mann sich neben ihm auf die Bank gesetzt hatte, diskret Mund und Abstand gehalten hatte, witterte seine Chance. „Guten Abend, bitte entschuldigen Sie, aber dürfte ich fragen, warum sie lachen?“, fragte Modesto den Fremden. Dieser hörte auf zu lachen und sah Modesto das erste Mal an diesem Tag forsch an. Er schien ihn davor wirklich nicht bemerkt zu haben und so inspierte er Modesto eine Weile argwöhnisch. Modesto war es, als würde der Mann überlegen, ob er ihm antworten sollte, oder ihn einfach weiter ignorieren sollte, da der Fremde ihn einer Antwort nicht würdig hielt. Der Fremde antwortete mit einer deutlichen, aber etwas überheblichen Stimme, in der sich seine Erscheinung widerspiegelte: „Hallo, Sie müssen sich nicht entschuldigen. Mein Name ist Vito Vanitoso. Ich habe nur gelacht, weil mir diese Menschen so absurd vorkommen, wie sie hier alle in ihren eigenen Welten herumirren.“ Modesto war erschrocken über Vanitosos Belustigung über ein Thema, das ihn bestürzte, antwortete aber höflich: „Oh, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt, ich bin Jerome Modesto. Sie belustigt diese neuartige Art, miteinander umzugehen? Mich macht sie eher traurig. Ich vermisse dieses Herzliche.“

Vanitoso wusste selber nicht, warum er mit diesem Fremden sprach, normalerweise hielt er nichts auf jemanden außer sich selbst und sprach daher auch nicht mit fremden Menschen. Sie würden ihn nicht verstehen. Außerdem konnte er sich nicht vorstellen, dass er auch nur irgendetwas mit den herumirrenden Massen gemeinsam haben sollte. Er wusste es einfach besser als alle anderen, soviel stand fest. Trotz seiner allgemeinen Abneigung gegen Menschen antwortete er Modesto, der ihn irgendwie interessierte: „Das Herzliche vermissen sie? Und darum sehen Sie sich diese Leute an?“ „Ja, ich sehe sie mir an, manchmal entdecke ich einige, die mich interessieren, so wie Sie.“ Vanitoso war skeptisch. Warum sollte sich dieser merkwürdige alte Mann für ihn interessieren? Vielleicht sollte er schnell wieder aufstehen. Diese ungewohnte verbale Nähe war Vanitoso nicht geheuer. Außerdem, was sollte er mit diesem Mann anfangen? So erwiderte er knapp: „Sie werden sicherlich noch mehr interessante Men-

schen finden. Ich werde jetzt gehen. Einen schönen Abend noch.“ Vanitoso war schon aufgestanden, als Modesto ihn anhielt und entgegen seiner sonst so uneingeschränkten Freundlichkeit fragte: „Warum wollen Sie sich nicht mit mir unterhalten? Bleiben Sie doch noch etwas.“ Vanitoso fühlte sich von Modesto in seiner Freiheit eingeschränkt. „Warum sollte ich mit Ihnen reden? Was bringt mir das Gespräch mit einem Fremden über das triste Leben anderer Leute?“ Modesto war von Vanitosos wenn auch nicht besonders höflichen, aber ehrlichen Antwort beeindruckt. Genau so offen stellte er Vanitoso eine Gegenfrage: „Zählen Sie sich nicht selber zu den anderen Leuten? Sind Sie und ich nicht genauso in diesem Leben gefangen?“ Da lachte Vanitoso wieder, setzte sich auf die Bank und entgegnete Modesto mit einer vor Abgehobenheit tropfenden Stimme: „Sie vielleicht, ich jedenfalls kann von mir behaupten, mich von der Masse und somit von dem alltäglichen Leben abgehoben zu haben.“

„Und wie kommen Sie darauf?“, fragte Modesto. Er war über die Denkweise Vanitosos erschrocken. So etwas hatte Modesto nicht einmal im Traum gedacht. Vanitoso bemerkte Modestos Erschrockenheit, aber für ihn war Modestos Unverständnis gegenüber seiner Haltung der Beweis, dass niemand außer ihm selbst im Stande war, nachzuvollziehen, was er dachte. Dass Modesto zwar erschrocken war, jedoch niemals voreilig über Personen geurteilt hätte, bezog Vanitoso nicht mit ein. Er antwortete: „Hören Sie, ich habe mir ein Leben geschaffen, in dem ich alles habe. Eine Wohnung, in der ich mich sehr wohl fühle, ich bin in meinem Beruf einer der Besten und werde aufgrund dessen anständig bezahlt, außerdem bin ich vollständig gesund und gehe meinen Hobbys nach. Alles, was ich habe, habe ich mir selber zu verdanken. Ich bin der einzige Mensch, dem ich jemals vertrauen konnte. Ich hebe mich also von der Masse ab, weil ich mir alles selber aufgebaut habe und niemanden brauche. Das ist selten.“

Diese Aussage brachte Modesto zum Nachdenken. Sollte Vanitoso Recht behalten? Hatte er sich alles selber zu verdanken, da er im Stande war solch ein Leben aufzubauen? Oder spielte der Zufall, der über Ort und Zeit der Geburt entscheidet, nicht auch eine entscheidende Rolle? Und warum war Vanitoso der Meinung, er bräuchte niemanden außer sich selbst? Konnte man denn nicht auch Menschen im Leben zulassen, die man nicht brauchte, die aber das Leben lebenswerter machten, etwa gute Freunde? Mo-

desto warf ein: „Das ist natürlich eine bemerkenswerte Leistung, die von großer Willensstärke und Intelligenz zeugt, aber wie können Sie sich sicher sein, der maßgebliche Grund dafür zu sein, dass ihr Leben so verlaufen ist, wie es eben ist?“ Stellen Sie sich vor, Sie wären beispielsweise zu Zeiten des alten Ägypten geboren. Ihr Leben wäre ganz anders verlaufen und Sie wären möglicherweise beim Bau der Pyramiden gestorben. Auch wenn Sie damals den gleichen Intellekt und Charakter wie heute hätten, wären Sie in einer ganz anderen Position. Da spielt der Zufall doch eine entscheidende Rolle, oder nicht?“ „Ja da haben Sie bestimmt Recht“, erwiderte Vanitoso, „trotzdem bin ich in diese Zeit geboren und habe mir hier alles selbständig erarbeitet, vielleicht hatte ich Glück, nicht in einen Krieg herein geboren zu werden, aber da hatten Sie offenbar auch großes Glück.“

„Sie denken also, Sie haben ihre Intelligenz sich selbst zu verdanken? Ist Intelligenz nicht vielmehr ebenfalls Glückssache? Sie können auch nicht über ihre Haarfarbe entscheiden. Sie haben ihren subjektiven Erfolg in Teilen auch ihrer Intelligenz zu verdanken, wie können stolz auf etwas sein, was ihnen gewissermaßen per Zufall in den Schoß gefallen ist?“ Modesto hatte Vanitoso anfangs noch verstehen können, je mehr er aber über dessen Haltung nachdachte, desto skeptischer wurde er und desto mehr begann er auch sein eigenes Leben zu überdenken. Was hatte er wirklich verdient und was war ihm zugefallen?

Vanitoso entgegnete: „Wenn Sie so wollen, darf kein Mensch je mehr auf etwas stolz sein, aber wenn nicht der Mensch auf sein Werk mehr stolz sein kann, wer hat das Recht dazu?“ „Das meine ich nicht,“ korrigierte ihn Modesto, „Ich möchte Sie nur zum Maßhalten animieren. Natürlich sollen Sie ihren Stolz haben dürfen, ich möchte nur ihr Bewusstsein für den Umstand schärfen, dass Sie Glück hatten, als der Mensch mit den Eigenschaften und Möglichkeiten geboren zu werden, die Sie heute so an sich schätzen. Dass Sie sich nichts auf etwas einbilden, für das Sie nichts können. Denn zu sagen, Menschen, die nicht die gleichen Eigenschaften besitzen wie Sie, würden Sie ohnehin nicht verstehen, ist sehr diskriminierend. Bringen Sie ihnen doch Freundlichkeit entgegen, vielleicht verstehen die Menschen Sie doch.“

„Aber sie nützen mir zu nichts“, sprach Vanitoso mit



größter Verwunderung. Wozu brauchte er denn diese Menschen? Besaß er denn vielleicht doch nicht alles?

„Vielleicht muss nicht jeder Mensch immer zu etwas nützen. Vielleicht.“ „Nein. Natürlich muss jeder Mensch einen Nutzen haben und den muss er selber suchen und selber perfektionieren. Das hat nichts mit Glück bei der Talentvergabe zu tun!“, unterbrach Vanitoso Modesto. „Ich denke, Menschen können, auch ohne einem zu nützen, durchaus sehr gut tun. Waren Sie noch nie in einer Freundschaft?“, entgegnete Modesto. Vanitoso schüttelte den Kopf. „Versuchen Sie es. Machen Sie es besser als ich. Ich habe mein Leben lang gewartet, um nichts zu riskieren und nun bereue ich mein Nichtstun. Auch wenn Sie sich verbrennen, wissen Sie wenigstens danach, wie es sich anfühlt.“, sprach Modesto weiter. „Also nützen diese Menschen doch zu etwas. Zu meiner Weiterbildung.“ Vanitoso war verwirrt. Hätte er sich

nicht auf ein Gespräch mit diesem alten Mann eingelassen, müsste er diese schwerfälligen Gedanken nicht denken, könnte in seiner kleinen Welt weiterdenken, aber Modesto hatte den Zaun zerstört und seine Gedanken rannten wie scheue Pferde raus in unbekannte Gebiete.

„So gesehen ja, aber versuchen Sie, sich nicht als etwas Besseres zu betrachten wegen Talenten, für die sie nichts können. Gehen Sie auf die Menschen zu, befreien Sie sie aus dieser schrecklichen Anonymität. Denn sonst sind Sie und die Menschen Sträflinge, die mit ihrer per Zufall erhaltenen Intelligenz prahlen, wie mit ihrer Zelle, nur dass diese Zellen nicht aus Eisen bestehen, sondern aus selbst auferlegten Gedanken der Arroganz und Überheblichkeit.“, beendete Modesto das Gespräch. Vanitoso war offensichtlich aus der Fassung gebracht worden. Trotzdem stand Modesto auf und setzte seinen Spaziergang fort.

